

Wer ist Jesus Christus — für mich?

Ergebnisse einer Umfrage in Polen

Im Herbst 1972 veranstaltete die Krakauer Wochenzeitung »Tygodnik Powszechny« unter ihren Lesern eine Umfrage über die obengenannte Frage. Das Echo war überraschend groß: 894 Zuschriften aus allen Bevölkerungsschichten und Altersstufen gingen der Redaktion zu. Sie sind inzwischen in Buchform erschienen (Kim jest dla mnie Jezus Chrystus. Kraków 1975. Wydawnictwo »Znak«. 370 S.).

Wir bringen eine Auswahl aus den Selbstzeugnissen.

Ich bin das uneheliche Kind einer Waldarbeiterin; die ganze Verwandtschaft, Brüder wie Onkel, arbeitet übrigens als Waldarbeiter. Mein Stiefvater meinte, daß ich Köpfchen hätte, und schickte mich auf die Berufsschule. Jetzt arbeite ich im Eisenbahn-Ausbesserungswerk als Fräser. Ich bin zweiundzwanzig Jahre alt. In Abendkursen besuche ich das Technikum. Meine neunzehnjährige Stiefschwester Marie zog zu mir; wir mieteten in der Stadt ein Zimmer, wenn auch die Wirtsleute zunächst dagegen waren, da wir andere Namen haben und sie uns nicht für Bruder und Schwester hielten. Marie arbeitet nun in der Bahnhofsgaststätte als Küchenhilfe. Sie ist ein prachtvolles Mädel; arbeitsam und religiös. Ich selbst ging nur bis zur Erstkommunion zur Religion; dann hörte ich auf, zur Kirche zu gehen; keiner von uns ging. Doch seit einiger Zeit gehe ich wieder; ein wenig lese ich über Jesus. Marie kaufte eine Hl. Schrift, sie kauft Zeitungen, betet viel. Sie ist jünger, aber klüger. Nicht alles verstehe ich aus dem »Tygodnik Powszechny«. Die Zeitung ist zu gescheit für mich. Doch trotz aller Schwierigkeiten bemühe ich mich, sie zu lesen. So las ich auch von der Umfrage. Wer ist für mich Jesus Christus? Ich weiß nicht, ob man das so schreiben kann, aber ich fühle, daß er zu den Seinen gehörte. Er war ein einfacher Zimmermann, ohne Bildung. Die Apostel, seine Kollegen, waren Fischer, Arbeiter. Die Kolleginnen — schlichte Frauen. Magdalena, die ihn liebte, verdiente vorher ihr Geld als Dirne. Kein einziges Buch schrieb er, und heute hört die ganze Welt seine Lehre; und das bereits durch so viele Jahrhunderte. Ich denke manchmal darüber nach, wie er das nur fertig brachte, daß er nichts war und dann ein so großer Mann wurde. Er war Gott, er konnte kein gewöhnlicher Mensch sein. Zuweilen sprechen wir davon, wie schwer uns die Arbeit und das Lernen fällt. (Wir schicken etwas Geld nach Hause, denn da gibt es noch die Kleinen, obgleich wir von dort nichts Gutes erhielten.) Wir wissen, daß es andere noch schlechter und schwerer haben. Jesus hatte es sehr schwer, und doch lebte er so ohne alle Fehler und Sünden. Für mich ist er das Lebens Vorbild, das Vorbild der Beharrlichkeit, der Klugheit, der Tapferkeit und vieler anderer Tugenden. Ich möchte diesem Vorbild immer näherkommen. Wenn ich manchmal an ihn denke, wird es mir etwas leichter. Ich werde froher, verzage nicht und will das Lernen nicht einfach mehr aufgeben. Kürzlich gab mir ein Mädel, das mir gefiel, den Laufpaß; ich sei ein »Hungerleider« — sagte sie. Mir hat das sehr weh getan, sicher auch deshalb, weil es stimmt, und deswegen, weil ich so danach verlange, kein »Hungerleider« zu

sein. Aber Jesus war auch einer. Ihm spuckten sie gar ins Gesicht. Sie mißhandelten ihn und sagten: aus Nazaret kommt nichts Gutes.

So vieles habe ich von mir geschrieben und so wenig von Jesus. Und in der Umfrage ging es doch um ihn. Schwer für mich, noch mehr zu schreiben.

Jesus, mach, daß ich einmal mehr schreiben kann, daß ich Dir näherkomme und Dich besser verstehe.

Wlodek, 22 Jahre, Arbeiter

*

Ich wohne in einem Studentenheim. Wir haben ein hübsch eingerichtetes Zimmer. Durch eine Strohmatte von der Wand abgehoben, hängt eine gute Farbkopie des Gnadenbildes der Muttergottes von Częstochowa über meinem Bett. Kein sonderlich gelungener Tag heute. Ich lege mich schlafen. Mein Kollege liest noch etwas. Ich werfe einen Blick hinauf zur Strohmatte: Mutter, Maria, Königin Polens . . . Warum beginne ausgerechnet ich mit einem Male litaneiartig zu beten, wo ich doch den Rosenkranz immer für ein Gebet einfacher Menschen hielt und auch wohl weiterhin halte? Auf dem Tisch liegt der »Tygodnik Powszechny«. Vielleicht versuche ich auf die Frage, wer für mich Jesus Christus, ihr Sohn, ist, eine Antwort.

Gehen wir einige Jahre zurück. Ich durchlebte eine tiefe Glaubenskrise. Ich war von Sartre und Camus und deren Atheismus fasziniert. Ich selbst war Atheist, wenn ich auch regelmäßig zur Kirche ging. Am meisten entnervten mich die Predigten. Was ich hörte, schien mir ohne Sinn, und dabei sollte das das Wort Gottes sein! Warum ist Gott die Liebe? Ich habe genau so viele Beweise, daß er der Haß ist. – Warum gibt es unverschuldetes Leiden? Warum die Hölle? Ich konnte das nicht verstehen, weil mir der Glaube fehlte. Und gerade in dieser Situation begegnete ich Christus.

Mauriacs »Leben Jesu«, ein Buch für Halbwüchsige, wurde für mich zu einer wunderbaren Christusbegegnung. Der Zimmermann aus Nazaret fand mein Interesse. Ich wollte mehr über ihn wissen. Vielleicht existierte er überhaupt nicht? Doch wenn es ihn gab – wer war er dann? Diese Fragen machten aus mir einen Suchenden. Ich las viel. Die Angebote waren verschieden, – erzkatholische und erzhäretische. Ihnen verdanke ich, daß ich Gott fand. Das Wort »Suchet und ihr werdet finden« gewann für mich einen tiefen Sinn. Ja, in Christus fand ich Gott. Zunächst dachte ich, es gäbe ihn überhaupt nicht. Schließlich fand ich zu der Feststellung, daß er existierte; daß er ein Mensch war; ein einfacher, doch gleichzeitig ungewöhnlicher Mensch; daß dieser Mensch Gott war.

Wer ist er? Ihm danke ich die Gnade des Glaubens. Zu ihm bete ich. Mit kindlichem Vertrauen lese ich Sein Evangelium. Er wurde zum Wendepunkt meines Lebens. Durch Ihn öffnete sich mir das Verständnis für vieles. Doch auf die gestellte Frage antworte ich: Er ist ein Geheimnis.

Tedeusz, 25 Jahre, Student der TH

*

Wer ist Er – für mich? Nur ein Mensch. Allerdings kein gewöhnlicher, kein durchschnittlicher, sondern ein geniales Wesen. Er schuf eine Ideologie, die fast schon zweitausend Jahre Bestand hat und möglicherweise auch die nächsten zweitausend Jahre überdauern wird.

Seine Größe beruht aber nicht nur darauf, daß er etwas von Dauer schuf, sie liegt auch darin, daß sein Werk von den unterschiedlichsten Menschen akzeptiert wurde und wird, unabhängig von ihrer gesellschaftlichen Position, ihrer Bildung, der Kultur, in der sie aufwuchsen u. ä. Selbst jene, die – aus welchen Gründen auch immer – sein System verwerfen, müssen doch, wenn sie in ihrem Urteil volle Objektivität wahren wollen, anerkennen, daß es in sich Werte enthält, die niemand antasten kann, ohne nicht auch zugleich die Menschlichkeit als solche anzutasten. Sein Wirken war nur kurz und vollzog sich unter für ihn ungewöhnlich schwierigen Bedingungen, doch die Folgen seiner Wirksamkeit sind gewaltig.

Es gibt keinen Bereich des menschlichen Lebens, für den sich nicht ein zumindest indirekter Einfluß seiner Lehre feststellen ließe. Er gehört – kurz gesagt – zu denen, die den Weg weiteren Fortschritts der Menschheit absteckten und dazu beitrugen, sie auf die höchste Ebene der Menschlichkeit zu heben. Und unter ihnen ist er bislang der bedeutendste. Tatsächlich kann er sich als ein Wesen nicht von dieser Welt ausgeben, als einer, der über allem steht.

Martin

*

Ich habe Ihn nicht erwählt, Er wurde mir gegeben: im Gebet seit den Tagen meiner Kindheit, in der Glaubensunterweisung während der Schulzeit, in der Kirche – im Wort und im eucharistischen Sakrament. Viele Jahre hindurch genügte es mir, daß er einfach da war. Dann gab mir ein (als Ausdruck des Protestes gegen die Einstellung meiner Mutter zu verstehendes) immer häufigeres Praktizieren das Gefühl, Gott näherzukommen. Doch all das war nur eine bloße Schale ohne Kern, eine taube Nuß. Als ich – durch den Verlust eines geliebten Menschen und aufgrund familiärer Konflikte – zum ersten Mal in meinem Leben wirklich litt, war er für mich nicht der, der mir half, sondern der richtende Gott. Ich war dem Selbstmord nahe.

Auflehnung und Verzweiflung gingen vorbei; ich beendete mein Studium. Ich stieß auf einen gut geführten studentischen Gesprächskreis. Das war für mich die Rettung. Ich befand mich in einem Kreis beharrlich Suchender; ich las viel. Wer war für mich Jesus Christus? Doch ehe ich mir auf diese Frage die Antwort geben konnte, kamen aufs neue Tage, ja Monate innerer Zerrissenheit, voller schmerzlicher und demütigender Schwachheiten – und mein Konflikt mit Gott steigerte sich. Ich wählte den bequemsten Weg: ich entfernte mich von Gott; ich wollte von ihm loskommen. Ich ging nicht mehr zu den Sakramenten; wohl aber noch zur Messe, ein wenig wohl aus Gewohnheit, aber auch deswegen, um allen Fragen aus dem Wege zu gehen. Ich schwieg mich aus.

Doch diese Jahre waren alles andere als glücklich. Unter dem Schein äußerer Gleichgültigkeit eine ständige Unruhe des Gewissens. Dann bat mich einer meiner Freunde, zur Beichte zu gehen. Zögernd willigte ich ein.

Ich traf auf einen klugen Priester. Er stellte keinerlei unnütze Fragen, machte mir keine Vorwürfe, sondern fand Worte voller Wärme, Herzlichkeit und Freude. Und zum Schluß nur ein »Geh, und sündige nicht mehr«. Ich rannte fast nach Hause, ja, für Augenblicke lief ich tatsächlich, bereit, allen von meiner großen Freude mitzuteilen. Damals begriff ich, daß Christus mir naheblieb und auf mich

wartete, als ich Ihn verließ; das war meine erste Begegnung mit Ihm – dem verzehenden Jesus.

Seit diesem Tag sind fast fünf Jahre vergangen. Es gibt auch weiterhin Augenblicke der Schwäche – der Gleichgültigkeit, mangelnder Treue, der Zweifel und des bohrenden Fragens nach dem »Warum«. Das Herz erscheint seltsam leer, aber dann danke ich Ihm einfach dafür, daß er *ist*.

Ihn verlassen, kann ich schon nicht mehr, denn Er ist für mich immer der mit einem Herzen voller Liebe im Sakrament der Vergebung Wartende.

Und Christus ist für mich der Freund, dem ich alles sagen kann: meine Freuden, meine ganz gewöhnlichen Alltagsfreuden, zum Beispiel daß ich einen Brief erhielt, auf den ich schon lange gewartet hatte, oder von einem gelungenen Ausflug . . . Während des Urlaubs bin ich bemüht, häufig die hl. Messe zu besuchen und die Kommunion zu empfangen, um mit Christus in den Bergen, auf den Wanderpfaden, in den Wäldern zusammenzusein.

Mein Beruf bringt viele Probleme mit sich, die nur aufgrund eigener Gewissensentscheidung gelöst werden können. Niemand kann mir helfen, nur die Gnade. Tagtäglich begegne ich fremdem Leid, ohne selbst von den eigenen kleinen Leiden frei zu sein.

Persönlich fühle ich mich einsam; doch bin ich nicht aus eigener Entscheidung einsam. Ich wohne mit der Familie zusammen, sehne mich aber nach dem eigenen Herd; nach der Mutterschaft. Ich empfinde das ganz stark. Mit all ihren Problemen, die die Einsamkeit mit sich bringt, schleicht sie sich bei mir ein. Ich weiß noch nicht, wie ich mit diesem Kreuz fertig werde. Doch eines weiß ich: wenn ich Christus vertraue, werde ich auch im größten Leid nicht allein sein.

Die eingangs gestellte Frage muß man wohl auch umkehren: Wer bin ich für Christus?

Unter Millionen hat er auch mich erwählt, hat mich beim Namen gerufen, schenkte mir die Gnade der Begegnung. Verpflichtet Er mich nicht durch das Sakrament der Vergebung für das Gute? Ich soll für Ihn zeugen: daheim, bei der Arbeit, in der überfüllten Straßenbahn, in der Einkaufsschlange, innerhalb der Gesellschaft überhaupt. Sein an die Menschen aller Geschlechter gerichtetes Wort geht auch mich an.

Seit noch nicht langer Zeit lese ich täglich daheim einen kleinen Abschnitt aus den Evangelien oder den Briefen. Ich bete darum, fähig zu sein, das Gebot der Liebe zu verwirklichen, nichts nur für mich selbst zu bewahren; doch so dürftig ist noch mein Lieben; vieles will mir nicht gelingen.

Aber es gibt auch Augenblicke, wo ich vor etwas Schlechtem zurückweiche und mich anders als zunächst beabsichtigt entscheide; und das deswegen, weil mir plötzlich gestern, vor einer Woche gelesene Worte in den Sinn kommen – Worte Jesu, Worte des auf die Umkehr eines jeden wartenden Freundes, Worte Christi, der uns liebte, noch bevor wir zur Welt kamen.

E. K., 35 Jahre, Ärztin, Großstadt

*

Wer ist Jesus Christus – für mich? Die Frage ist nur dem Schein nach einfach. Sicher ist die Redaktion nicht am theoretischen Wissensstand, die Person Christi

betreffend, interessiert; ihr geht es wohl eher darum, wie wir Ihn selbst in unserem Alltagsleben erfahren. Selbstverständlich berührt die Frage in erster Linie die Gläubigen, denn die Antwort der Ungläubigen ist ja bekannt. Sie können Ihn nur verneinen, bestenfalls seine Geschichtlichkeit feststellen. Für sie ist Er nicht Gott.

Doch für mich als Katholiken ist Christus Gott, unser Erlöser, der Orientierungspunkt, mit dem all mein Handeln in Übereinstimmung stehen muß. Ich bemühe mich, kompromißlos mich zu Ihm zu bekennen. Ja, genauso lautet meine augenblickliche Devise. Doch – war das immer so?

Von Hause aus erhielt ich ein durchaus festes Glaubensfundament. Mein Elternhaus ist auch heute noch eine Heimstätte lebendiger Religiosität. Für diesen Schatz des Glaubens bin ich meinen Eltern überaus dankbar; ihn zu wahren, ist keine Mühe zu schwer. Mag sein, daß ich in meinen Jugendjahren, als mein Glaube noch nicht gereift und noch keiner Bedrohung ausgesetzt war, dieses Bemühen noch nicht zu schätzen wußte. In späteren Jahren kam dann allerdings eine Zeit, in der es sich erweisen sollte, von welchem Wert die elterliche Glaubenserziehung war. Sie, meine Eltern, legten den Grund zu einer tiefen Christuserkenntnis.

Nach dem Abitur ging ich von zu Hause weg, um meine Ausbildung in einer anderen Stadt und in einem anderen Milieu fortzusetzen. Bis auf den heutigen Tag ist mir der Abschied aus dem Elternhaus unvergessen, unvergessen auch meine innere Überzeugung, auch unter anderen Verhältnissen den Eltern und selbstverständlich Christus treu zu bleiben.

Schon nach wenigen Wochen kam ich – nicht ohne eine gewisse Verlegenheit – zu der Einsicht, daß das neue Milieu, in dem ich etliche Jahre arbeiten sollte, Christus gegenüber gänzlich gleichgültig, ja sogar relativ feindlich eingestellt war. Für sie war Er nicht in Mode. Wer sich zu Ihm bekannte, wurde wie ein rudimentäres Element betrachtet. Erstmals traf ich hier auf eine beachtliche Gruppe von Leuten mit unterschiedlicher Weltanschauung. In allen Diskussionen war ich bestrebt, Ihn zu verteidigen. Ich hatte ständig mehr Argumente zur Hand. Ich hielt zwar an der religiösen Praxis fest, doch verhielt ich mich schon in einem gewissen Sinne konspirativ: ich wollte nicht, daß man mich in der Kirche sah. Hier zeigte sich bereits der Einfluß des Milieus, mit dem ich zwar nicht einig ging, aber mit dem ich zu rechnen begann und das in einem ständig größeren Maße auf mich Einfluß gewann. Und dann war es soweit. Es kam der Tag meiner Niederlage. Ein Augenblick mangelnder Konzentration genügte. Für einen Moment kam mir der Gedanke, daß ich von meiner Umwelt nicht akzeptiert sei. Die letzte Entscheidung lag jedoch bei mir.

Es kam eine Zeit, in der ich häufig zu diesem Augenblick, zu diesem Moment des Verrats zurückkehrte. Oft kam mir Petrus in den Sinn, der auch seinen Meister verleugnet hatte, doch sein Versagen auf so beeindruckende Weise wiedergutzumachen wußte. Und ich? Ich blieb in dieser Verfassung, ohne Mut, mein Versagen zu korrigieren. Während dieser fünf Jahre blieb ich zwar weiterhin ein praktizierender Katholik, doch hatte ich ständig das Empfinden, daß etwas nicht in Ordnung sei. Es kam eine Zeit gründlicher Besinnung, eine Zeit der Glaubensvertiefung. Doch zu einer wirklichen Entscheidung kam es nicht. Noch fehlte es mir am Vertrauen zu Christus.

Doch der Augenblick des Durchbruchs nahte. Mein Bruder erkrankte. Sein Zustand war äußerst ernst, beinahe hoffnungslos. Ich gab aber, zusammen mit der

ganzen Familie, die Hoffnung nicht auf. Ich betete, daß er wieder gesund werde. Ich machte Gott alle möglichen Versprechungen. Man sagt, Not lehrt beten. Daran ist sehr viel Wahres.

Mein Bruder starb. Ich aber erlebte eine Wiedergeburt: hatte ich Christus veratet, so wollte ich nun den Glauben an Ihn bekennen. Ich erlebte eine Zeit der Gnade. Hinzu kam ein weiteres: die Einsicht in den Sinn des Leidens. Ich weiß nun, daß der Mensch durch die Schule des Leidens sein Leben korrigiert, es in der Rückkehr zu Christus neu orientiert.

Ich bekannte meinen Glauben an Christus. Meine Haltung wurde verschieden kommentiert; aber das berührte mich schon nicht mehr. Ich hatte mich wieder gefangen. Ich vertraute Ihm grenzenlos. Und nach Ablauf eines Jahres erhielt ich gar die Stellung, um die ich mich schon früher, allerdings vergeblich, bemüht hatte. Ich glaube fest daran, daß Er alles vermag, daß nichts ohne seinen Willen geschieht. Er lenkt alles. Doch zunächst und zuerst muß man all sein Handeln auf Ihn stützen. Er ist für einen Katholiken der Orientierungspunkt . . . Erst jetzt fühle ich mich wirklich als Katholik vollwertig.

N. N., Mann, 28 Jahre, mittlere technische Bildung, Kleinstadt

*

Die Umfrage erreichte mich genau zu dem Zeitpunkt, wo ich mir selbst darüber klar zu werden versuchte, wer für mich Jesus Christus ist. So ist das, was ich zu schreiben habe, mehr das Ergebnis vorangegangener Überlegungen als die Antwort auf eine Umfrage. Heute glaube ich, daß gerade Jesus Christus sehr viel in meinem Leben veränderte, daß ich mit seiner Hilfe das erlangen konnte, wonach ich mich seit Jahren sehnte.

Seit ein paar Jahren bin ich verheiratet; ich traf meine Entscheidung zur Ehe gegen den Willen meiner Angehörigen: katholisch erzogen, ehelichte ich einen Mohammedaner. Ein Schritt also, belastet mit vielen Problemen und manchen Zweifeln. In einer Ehe soll ja doch alles verbinden – zwischen uns aber steht viel Trennendes: mein Mann ist älter als ich; er hat viel Häßliches erfahren und erlebt, was ihn gegenüber seinen Mitmenschen mißtrauisch gemacht hat; ja, und der Glaube trennt uns.

Doch wir hatten uns gern und waren entschlossen, diese Schwierigkeiten zu meistern. Mein Mann willigte in die kirchliche Trauung ein; er wußte, daß das für mich wichtig war; auch wußte er, daß die Ehe nicht nur ein Vertrag, sondern ein Sakrament ist, das dazu verpflichtet, ein vor Gott abgelegtes Versprechen zu halten.

Wir kamen überein, daß religiöse Fragen in unseren Gesprächen eine Art Tabu bilden sollten und in die Privatsphäre eines jeden von uns gehörten. Es war klar, daß ich sonntags zur Kirche ging und wir alle Festtage halten würden. Als einziges Zeichen eines katholischen Hauses hing seit den ersten Tagen unserer Ehe ein kleines, hölzernes Kreuz über der Tür. Es war von Anfang an Zeuge unseres Lebens; von ihm schaute Christus auf uns herab, und an Ihn wandte ich mich jeden Morgen und jeden Abend im stillen Gebet um Hilfe, und das nicht nur in den kleinen Alltagsorgen, sondern auch in meinem großen Verlangen, meinem Mann das Ganze unserer Religion – ihre Schönheit und ihre Wahrheit – zu zeigen. Dieses Verlangen

schien von Anfang an zur Erfolglosigkeit verurteilt, denn mein Mann hielt treu zu seiner Religion; ja, ich konnte mit ihm nicht einmal darüber sprechen. Wie also konnte ich ihn überzeugen, in ihm ein Interesse an meinem Glauben wecken? – Ich betete nur inständig zu Christus und war bemüht, mich so zu verhalten, wie man es nicht nur von einer Ehefrau, sondern vor allem von einer Katholikin fordert. Das fiel mir nicht immer leicht: die Berufstätigkeit, das Haus, der Mann mit seinem ziemlich schwierigen Charakter, aufbrausend und nervös – wie soll man da heiter bleiben, ein Lächeln haben, Ruhe ausstrahlen, nicht laut werden, um Verstehen bemüht sein, mitunter verzeihen? Doch mir war klar, daß dies der einzige Weg war. Und dann kam unsere Kleine, und mit ihr kamen neue Belastungen, Nächte gestörten Schlafs. Von der frühesten Kindheit an erzog ich sie im katholischen Geist und führte sie in die Grundlagen des Glaubens an Christus ein; schon gingen wir zu zweit zur Kirche. Ich war nicht mehr allein; und doch: weiter träumte ich davon, glaubte daran, betete darum, sehnte mich danach, daß wir sonntags zu dritt zu Christus gingen. Mein Mann aber gab nicht das geringste Zeichen, das darauf hindeuten konnte, seine Einstellung habe sich in diesem Punkt geändert; ja, ich gewann den Eindruck, daß sein Glaube für ihn ein immer größeres Gewicht bekam. In wie vielen Nächten bat ich meinen Christus am hölzernen Kreuzchen unter Tränen um Hilfe – wieder und wieder erfolglos, wie es schien.

Unser Töchterchen wuchs heran, begann gewisse Zusammenhänge zu begreifen, stellte Fragen und hatte verschiedene religiöse Zweifel. So gut ich konnte, versuchte ich, diese aufzuhellen und zu erklären. Ich bemerkte, daß mein Mann häufig unseren Gesprächen zuhörte, ohne sich freilich einzumischen. So redete ich also nicht nur zum Kinde, sondern im vollen Bewußtsein, auch ihn zu erreichen und zu überzeugen. Doch Kind bleibt Kind. Es begann zu fragen, warum Vati nicht mit uns zusammen zur Kirche gehe und warum er nicht bete. Immer schwieriger wurde es, ihr zu sagen, daß er beschäftigt sei und an den Sonntagen im Krankenhaus häufig Bereitschaftsdienst habe; sie wollte sich auch nicht mit der Erklärung zufrieden geben, sie sei noch zu klein, um das zu verstehen. Die Wahrheit wollte ich ihr aber auch nicht sagen; für ein kleines Kind war das doch wohl ein wenig zu kompliziert, und ich hatte auch keine Ahnung, wie sie das aufnehmen und darauf reagieren würde.

Und dann kam jener Tag . . . Es war ein Sonntag; ich lag krank zu Bett; klar, daß ich nicht zur Kirche konnte. Und dann plötzlich die Entscheidung meines Mannes – er geht mit dem Kind zur Messe. Anscheinend eine Kleinigkeit, die für sich noch nichts besagt; doch für mich bedeutete sie viel. Ich kannte ihn und wußte sofort, daß dies keine Geste bloßer Höflichkeit war, nicht nur der Wunsch, mir eine Gefälligkeit zu erweisen; ich spürte, daß es hier um mehr ging, um eine ernste Entscheidung.

Trotz meiner Krankheit war dies wohl der schönste Tag meines Lebens. Ich vergesse nicht, wie ich damals dalag und inständig zum gekreuzigten Christus betete, dieser Tag möge zum Wendepunkt werden, und daß schließlich in Erfüllung gehe, wonach ich mich seit Jahren sehnte, worum ich mich, wenn auch wortlos, bemüht hatte.

Und tatsächlich: von jenem Tage an begannen wir miteinander zu reden; ein mehrjähriges Tabu wurde gebrochen. Ich blieb vorsichtig und zurückhaltend; mein

Mann war noch allem gegenüber sehr skeptisch; aus seinen Worten hörte ich zuweilen die vielen Zweifel heraus; doch zunehmend spürte ich ein ernstes, wirkliches Verlangen, die Lehre Christi kennenzulernen. Manchmal stellte er mir sehr präzise Fragen, auf die ich oftmals auch keine Antwort fand. Wir diskutierten und suchten gemeinsam nach der Wahrheit. Ich sah mich nach Literatur um, die meinem Mann dienlich sein konnte. Er war anspruchsvoll, also war es nicht ganz so leicht, etwas Passendes zu finden.

Heute gehen wir sonntags zu dritt zur Kirche und reden zusammen. Ich bin überzeugt, daß mein Mann den Weg zu Ende geht, den er vor einem Jahr betrat. Ich werde ihm mit all meinen verfügbaren Kräften beistehen, und uns beiden wird Jesus Christus helfen. Wer ist also für mich Christus? – Der, der mir nahe und teuer ist, der Zeuge meines mehrjährigen Verlangens, meines stillen Kampfes, der, der mich in diesem Kampfe ständig begleitete, an den ich mich in den Augenblicken der Schwäche und des Glücks wandte, schließlich der, der immerfort von diesem schlichten Kreuzchen über der Tür auf mich herabschaut.

Kinga, 35 Jahre, Elektroingenieur

*

»Das Leiden Christi begriff ich weder durch den Religionsunterricht noch durch die Vorbereitung auf die Erstkommunion; ich begriff es Stück um Stück von dem Augenblick an, wo ich mein erstes Scheitern erlebte, meine erste kleine Tragödie. Damals brauchte ich jemanden, der mir nahe und gut war, dem ich, in der Überzeugung verstanden zu werden, alles sagen konnte. Von einem starken Vertrauen getragen und voller Glauben wandte ich mich an Christus, und immer fand ich bei ihm das, was wir Menschen »Mitgefühl« nennen. Denn er hat ja gelitten. Das wurde für mich zum Ausgangspunkt, mich in den Sinn des Leidens Christi zu vertiefen...«

Eine Oberschülerin

*

»Mein Mann liebt mich nicht; er ist unverträglich; niemals ein liebendes Wort. Er schuftet wie ein Stier und findet darin seine Befriedigung; das Geld für unsere Wirtschaft gibt er mir zur Aufbewahrung, weiß er doch, daß ich es nicht anrühre. Noch niemals war ich in einem Kino, noch nie in einem Restaurant; doch ich klage nie. Niemals nannte ich auch nur einen Groschen mein eigen; wie eine Dienstmagd bitte ich um jeden Pfennig. Aber auch dazu sage ich Ja. Denn Jesus – war Gott, und doch hatte er nichts, wohin er sein Haupt legen konnte. Und keiner weiß, daß ich es schlecht habe. Neunundzwanzig Jahre Ehe, auf dem Gesicht ein Lächeln, doch Schmerz und Bitterkeit im Herzen. Ich kenne nur *ein* wirkliches Heilmittel: Ich werfe einen Blick auf das Kreuz und bete . . . Gäbe es nicht Jesus am Kreuz, den kostbarsten Schatz für jeden Getauften, und unter dem Kreuze seine Mutter – die vertraute Mittlerin zwischen Ihm und uns –, ich hätte meinem Leben schon längst ein Ende gemacht. Doch Er gab mir Kraft und Geduld; Er reichte mir seine göttliche Hand und linderte meine Not . . .«

Eine Bäuerin